

haben sich mir Haltungsgewöhnung, Gymnastik, Atmungsübungen als die wirksamsten Methoden erwiesen. Ernst Schweninger erfaßte mit genialem Blick die in den alltäglichen Lebensgewohnheiten begründeten Zusammenhänge von Erkrankung und Gesundheit. Er erkannte, daß bei vielen verschiedenartigen Erkrankungszuständen die Druckverhältnisse und Zirkulationsverhältnisse in der Bauchhöhle einen überragend wichtigen Angriffspunkt wirksamer Behandlung bieten. Als großer gesundheitlicher Fortschritt ist zu begrüßen, daß ein erschlaffter oder fatter Bauch dem Sportgeist unserer Zeit ungünstig und häßlich erscheint. Unsere Zeit widerstrebt dem vorzeitigen Verfall des zivilisierten Menschen. Diese zunächst auf ästhetischen Gründen beruhende, zum großen Teil auch erotisch gefärbte Einstellung zur Jungerhaltung muß nachhaltig in das Empfinden weiter Kreise eingepflanzt werden. Das griechische Erziehungsziel der *Kalokagathia*, der körperlich-geistigen Vervollkommenheit, entspricht dem heutigen Zeitgeist. Diese Forderung hat nicht nur ästhetischen und sittlichen, sondern auch gesundheitlichen Wert.

Der Krankheitsforschung erwachsen neue Aufgaben, vor allem aber der Heilkunst mächtige Hilfsquellen aus dem Ertüchtigungsgeist unserer Zeit. Die Aktivität in den Dienst der Gesundheitspflege zu stellen, ist das Alpha und Omega vernünftiger Gesundheitspflege und naturgemäßer Krankenbehandlung.

Umschau

Gotthelfs dichterische Auferstehung

Vor einem Jahrhundert fast sind die ersten Bücher des Jeremias Gotthelf erschienen. Wenn nicht alles trügt, ist erst heute seine eigentliche Stunde gekommen. Es ist nach seinem Weltruhm in den Geburtsjahren des bürgerlichen Realismus und der Konjunktur in den Tagen der Heimatkunst die dritte Welle der öffentlichen Bewunderung, die ihn emporhebt. Sicher waren Kräfte am Werk, die seine dichterische Wiederkunft vorbereitet haben. Still und langsam haben die Menschen für ihn gearbeitet, die mit ungeheurem Fleiß die 24 Bände der gesammelten Werke besorgt haben, die jetzt abgeschlossen vor uns stehen. Auch die zünftige Philologie hat in den letzten Jahren dem vergessenen Berner ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Entscheidend aber für den neuen Ruhm Jeremias Gotthelfs sind die Erschütterungen unserer Tage gewesen, die im Verein mit einer literarischen Wende uns den Schweizer Dichter neu sehen gelehrt haben. Man tut Gotthelf keinen guten Dienst, wenn man ihn in allzu

große Nähe der Gedanken um „Blut und Boden“ bringt. Man darf aber auch nicht leugnen, daß Gotthelfs Wiederkunft von jener Geistesströmung begünstigt wird, die im Gefolge Herders und der Romantik die Volkstümlichkeit und Gemeinschaftsverbundenheit der Dichtung vertritt und gerade heute „eine triumphale Ausbreitung“ erfährt. Gotthelf stellt in der deutschen Literatur das Unbürgerliche, Volkhafte, Gegenklassische, Erdsprunghafte dar; gerade darum muß er heute seine dichterische Auferstehung erfahren. Dazu kommt, daß die Schweiz immer mehr in ihm einen ihrer ganz Großen entdeckt.

Der jämmerliche äußere Zustand der Gotthelfschen Werke, ihre verderbte Textgestalt, die Verachtung, die ihm die große Literatur entgegengebracht hatte — Gotthelf war eigentlich nie hoffähig gewesen —, erklären es, daß bislang fast kein größeres wissenschaftliches Werk über den Dichter erschienen ist. Das ist eine beachtliche Tatsache, wenn man bedenkt, wieviel Arbeiten über deutsche Dichter aus unsern „Wissenschaftsfabriken“ jährlich ausgehen. Immerhin ist die schon

1857 erschienene und jetzt neu gedruckte Gotthelf-Biographie von Carl Manuel eine gute, wenn auch in manchem unzureichende Einführung in den großen Erzähler. Die veränderte geistige Lage aber, die verfeinerten psychologischen und literarwissenschaftlichen Methoden machten eine neue Gotthelfdeutung zur unabweisbaren Forderung. Diese Deutung haben Walter Muschg und Werner Günther von ganz verschiedenem Standort, jeder in seiner Art meisterlich, geschrieben. Von dem 1930 erschienenen „Gotthelf“ Walter Muschgs¹ hat man gesagt, er mache die gesamte bisherige Gotthelfliteratur ungeschrieben. Jakob Schaffner hält dieses Buch für eine „der wichtigsten und erscheinungshaftesten Publikationen im Gebiete der Germanistik überhaupt“, und Hermann Hesse bekennt von sich, daß er dieses doch wissenschaftliche Buch mit größerer Spannung gelesen habe als irgend eine heutige Dichtung. Und es muß schon zugestanden werden, daß Walter Muschg ein vollendeter Meister des Stils ist. Es gehorcht ihm die Sprache in einem Ausmaß, das heute selten ist. Er ist ein Zauberer des Wortes. Es scheint bei diesem Buch wirklich der Sonderfall gegeben zu sein, daß Kunstkritik selbst zur Kunst wird. Damit ist aber auch — fast möchte man sagen: leider — die Grenze dieses Buches angegeben. Seine Gotthelfdeutung ist der Gefahr einer Gotthelfdichtung nicht immer entgangen.

Hier setzt Werner Günthers großes Werk „Der ewige Gotthelf“² ein. Die künstlerischen Gotthelfprobleme, die so lange im argen lagen, werden aus vertieften, sachlichen Einsichten neu aufgerollt und gelöst. Es eignet diesem Buch bei aller objektiven Zuverlässigkeit und ästhetischen Methode eine Tiefe der Menschensicht, die es in die Nähe einer philosophischen Anthropologie rückt. Uns scheint, daß der Zugang zum „ewigen“ Gotthelf damit für lange Zeit erschlossen sei.

Eine Gegenüberstellung der Gotthelf-

deutung, wie sie Muschg und Günther geben, fördert nicht nur ein vertieftes Verständnis des großen Schweizers, sondern gibt zugleich einen Einblick in die Problemlage heutiger Literaturwissenschaft. Beide Werke beugen sich vor Gotthelfs ragendem Schöpfungstum. Aber ihrer Deutung liegen zwei verschiedene Tendenzen literarischer Kritik zu Grunde.

Muschg geht vom Dichter aus und stößt zum Werk vor. Günther vertieft sich in den im Werk überall ausgestreuten Geist, um von da zum schöpferischen Erlebniskern und zuletzt zum Dichter vorzudringen. Es kann auf Günthers Methode mit einer kleinen Änderung das Goethewort angewandt werden: „Willst du zum Dichter schreiten, geh nur im Werk nach allen Seiten.“ Seine Methode ist die ästhetische (vom Werk zum Dichter). Muschgs Methode ist die persönlich-biographische (vom Dichter über das Werk zurück zum Dichter); deswegen hat das Werk, der objektivierte Geist, nur dokumentarischen Charakter für ihn. Muschgs Ansatzstelle ist das Menschentum des Dichters. Das darf man nicht kleinlich nehmen, als ob damit eine persönlich-biographische Methode im positivistischen Sinne gemeint wäre. Walter Muschg selbst hat in einer vielbeachteten Abhandlung (in: „Philosophie der Literaturwissenschaft“) ausgesprochen, was die jüngere Generation von einer literarischen Monographie verlangt: eine Erhöhung der Dilthey'schen Psychologie ins Metaphysische einerseits und die fortschreitende Verbreiterung der stofflichen Basis andererseits durch soziologische und stilgeschichtliche Gesichtspunkte. Er strebt eine „symbolische Biographie“ an, die mehr die Geschichte einer „Seele“ als eines „Geistes“ gibt. In der treffend geschriebenen Einleitung zu einer Handausgabe der besten Erzählungen Gotthelfs³ illustriert Muschg diese Forderungen. Die Vertiefung des Psychologischen ins Metaphysische heißt bei ihm die Verknüpfung des gegenwärtig Seelischen mit Urzuständen der Menschheitsgeschichte. Er entdeckt bei dem einsamen Pfarrer den tragisch-verzich-

¹ Vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. 122, S. 226 f.

² Der ewige Gotthelf. Von Werner Günther. 80 (400 S.) Erlenbach-Zürich und Leipzig 1934, Eugen Rentsch. M 6.80, geb. M 8.50.

Stimmen der Zeit. 129. 4.

³ Jeremias Gotthelf. Sieben Erzählungen. Hrsg. von Walter Muschg. 80 (502 S.) Frauenfeld und Leipzig 1934, Huber & Co. Geb. M 4.65.

tenden Menschen mit dem urweltlich eingestellten Auge, dem Organ für die Tiefen der Welt. Er vermag glaubhaft zu machen, daß die typische Stoffwahl fast aller Erzählungen des großen Gestalters, nämlich die Bauernmenschheit, nicht zufällige Bedingung äußerer Umstände, sondern wesensnotwendige Beziehung ist. Seine eigene schicksalhafte Ursprungsnähe brachte ihn zur Bauernwelt, in der das Urweltliche sich heute noch wirklich zeigt. „Im Licht und Schatten dieser Bauernmenschheit nimmt man das Legendäre der Bibel, die Schwermut des Sagenhaften, das Reden der Tiere, die Stimme der Schöpfungsgewässer, die Feuer des Krieges wahr...“ (XXI). Die Vorliebe für das Ursprungshafte seiner Stoffwahl ist nur Ausdruck seiner eigenen schicksalhaften Ursprungsnähe, Sie ist es, die ihn groß macht; darum uns aber auch unvertrauter, weil wir uns losgelöst haben von jenem Grund, aus dem die tiefsten Bilder steigen, Gotthelf geht es nicht darum, den Menschen zu beschreiben; er will ihn verwandeln, indem er ihm das wahre Gesicht des Daseins zeigt, in dem er steht. „Schleier um Schleier zieht er von den Vordergründen, wie ein Magier, bis die unermeßliche Ferne im Allernächsten aufgeht“ (XXI). Darum eignet seinen Gestalten bei aller Konkrettheit etwas Antlitzloses; sie haben keine persönlichen Züge. Ihre Konturen „verdämmern ins Ewige hinein“. Muschg sieht in Gotthelf nicht sosehr den Gestalter als den Menschen, der sich in seinem Werk erlöst, erlösen muß, weil die triebhaften Kräfte, das Irrationale, das dunkel Mythische und Dämonische ihn bedrängen. Dieser Nachtseite des Menschen Bitzios geht Muschg mit Hilfe der psychoanalytischen Methode nach; Begriffe, die Freud geprägt hat, kehren auch bei ihm wieder.

Hier ist der Punkt, an dem Werner Günther einsetzt. Er sagt selbst in der Einleitung, daß sein Werk sich, trotz methodischer Verschiedenheiten, mit Muschg mehr auf der Ebene der Übereinstimmung und der Ergänzung als des Widerspruches trifft. Aber aller Betonung des Psychoanalytischen bei Muschg stellt Günther die geistige Persönlichkeit Gotthelfs gegenüber. Der Vorwurf, den er Muschg nicht ersparen kann, lautet: „Der dämonische hatte den

geistigen Gotthelf verschlungen“ (S. 12). Seine geistige Persönlichkeit war in ein schillerndes Spiel unbewußter, triebhafter Regungen aufgelöst worden. So gut es war, diese wenig beachtete Seite einmal hervorzukehren: das Letzte konnte sie nicht sein. Sie vertiefte wohl das Bild des Menschen Gotthelf, aber sie führte weg von seinen Gestalten. Hatten die Werke für Muschg eigentlich nur dokumentarischen Charakter, so vertieft sich Günther mit einer ungeheuern Liebe in die konkreten Gestalten des Werkes. Daher seine meisterlichen Analysen, die es ihm ermöglichen, immer näher an den Kern heranzukommen und schließlich das Wesentliche und Schöpferische des Dichters aufzudecken. Günthers Methode ist so die eigentlich ästhetische, wenn man dieses Wort in seinem Vollklang nimmt und nicht in seiner subjektiven Verwässerung, in die es leider durch die Gundolf'sche Formel gekommen ist. Diese objektiv-ästhetische Methode scheint der einzige Weg einer sachgerechten Erfassung des Kunstwerkes zu sein, da sie alle außerkünstlerischen Gesichtspunkte, unter denen die Gotthelfdeutung solange gelitten hat, verschmäh. Hier gilt das Wort Muschgs: „Das Geheimnis der großen Dichtung liegt niemals im Stoff oder der Gesinnung, immer in ihrem Stil.“ So gelingt es dem Kritiker Günther, Gotthelf als großen Gestalter zu erweisen, der es verdient, den Klassikern der Menschheit beigesellt zu werden. Günthers Werk wird in Verbindung mit der Arbeit Walter Muschgs zu einer Revolutionierung des herkömmlichen Gotthelfbildes beitragen.

Gegenüber dem Irrationalen und Ursprunghaften hebt Günther das Geistige auch als Kern der stofflichen Gestaltungswelt hervor. Diese Betonung des Geistigen bekommt bei dem Pfarrer und Prediger des Emmentals die charakteristische Note der Heiligung. In dieser Note der Heiligung sieht Günther das formelle Moment aller Gotthelf'schen Gestalten. Allen seinen Menschen geht es um das Werden der sittlichen Persönlichkeit, um das Geheimnis der naturhaften Reife des innern Wesens, mit einem Wort: um Herzensbildung. Seine Gestalten sind Geschöpfe einer reinen Natur. Wohl kämpfen sie, aber

in ihrem dunklen Drang sind sie sich doch immer des rechten Weges bewußt. Zuweilen fällt ein jenseitiger Schimmer auf dieses Kämpfen. Aber es steht fest auf der Erde, über der sich weit der Himmel wölbt. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Gotthelf von allen Arten dichterischer Ausdrucksform am besten das Idyll gelingt. In seinen Menschen lebt ein leidenschaftlicher Wille nach Geistdurchdringung, nach geistigem Adel und seelischer Würde; das ist um so mehr zu beachten, als diese Geistwerdung — im Gegensatz zu Goethe etwa — in der Bauernmenschheit geschieht.

Die Beziehungen zum klassischen Lebensgefühl drängen sich bei dem einsamen Berner, den man einen „säkularisierten Pietisten“ genannt hat, von selbst auf. Seine Menschen vollenden sich in der bewußten und bejahten Eingliederung in ihren geisterfüllten Lebensraum. Damit ist aber auch die Grenze des Gotthelfschen Menschentums angegeben. Es fehlen ihm die christlichen Perspektiven von Sünde, Sühne und Gnade. Günther bringt Gotthelf einmal in die Nähe Kierkegaards, dessen Zeitgenosse er war. Zwischen beiden aber liegt ein Abgrund. Gotthelf stand doch vielmehr aufseiten der „reinen Menschlichkeit“ Goethes. Und mag Gotthelf auch zeit seines Lebens die Hegelsche Philosophie bekämpft haben, in Wirklichkeit war Hegels Gedanke — was auch Günther zugibt — dem seinigen näher, als er vermutete. Wir freuen uns über die Geisterfülltheit der Werke Gotthelfs; aber wir vermissen die Wirklichkeit des Heiligen Geistes, die Welt des begnadeten Erbsünders, das Kreuz und den dreipersonlichen Gott.

Heinrich Roos S. J.

Die Urheimat der Indogermanen

Die Germanen, Romanen, Slawen, Letten, Litauer, Kelten, Albaner, Griechen, Armenier, Perser und Inder erweisen sich durch die Verwandtschaft ihrer Sprachen als eine Einheit, die wir mit dem Namen Indogermanen bezeichnen. Dem widerspricht es nicht, daß die Wissenschaft mehrere Rassen unter ihnen festgestellt hat, die helle, langköpfige, schmalgesichtige, hochgebaute nordische im Norden, die dunkle, langköpfige, kleingewachsene, mittelländische im Süden

und Westen Europas, die helle, langköpfige, breitgesichtige, hochgebaute fälische besonders in Niedersachsen und der schwedischen Landschaft Dalarne, die kurzköpfige, breitgesichtige, dunkle alpine im östlichen Mitteldeutschland, in Süddeutschland und in Mittelfrankreich, die kurzköpfige, breitgesichtige, helle osteuropäische in Osteuropa, die kurzköpfige, schmalgesichtige, dunkle, hochgewachsene dinarische in Südalbanien, Österreich, den Karpathen- und Balkanländern, die armenierartige in Armenien, endlich die orientalische in Persien und die indische in Indien, beide mit der mittelländischen verwandt. (Vgl. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassen Geschichte der Menschheit; Kern, Stamm und Abbild der Deutschen u. a.) Eine Rechtfertigung dieser Einteilung, die sich, was die Hauptpunkte angeht, in allen Ländern durchgesetzt hat, brauchen wir nicht zu geben. Daß ursprünglich die nordische Rasse Träger des Indogermanentums war, wird unter den Fachleuten der Rassenkunde von niemand bezweifelt; der Leser möge wieder v. Eickstedt zu Rate ziehen oder etwa Schwantes (Deutschlands Urgeschichte S. 111) — zwei von jedem Verdacht der Schwärmerei freie Gelehrte.

Eine ganz andere Frage ist die nach der Gegend, wo sich das Indogermanentum herausbildete. Eine Erinnerung daran hat sich nirgendwo erhalten. Snorri Sturlusons Geschichtsklitterei im Anfang der Ynglinga Saga: vom Tanais = Tanafluß = Vanafluß, der Asien, das Asenland, von Europa trennt, dort wo die — von Snorri hier vermenschlichten — Göttergeschlechter der Asen und Vanen lebten, trägt zu sehr den Duft der mittelalterlichen Gelehrtenstube an sich, als daß wir darin nach Volksüberlieferung suchen dürften. Die Wissenschaft hat als indogermanische Urheimat Asien, Südrußland, Nordeuropa vorgeschlagen und alle drei Ansichten reichlich mit Gründen belegt, die aber zum großen Teil überholt sind, so etwa, wenn man sagte: Die Indogermanen hatten ein Wort für Schildkröte, und die kommt im Norden nicht vor, also stammen sie nicht dorthier, wobei nur vergessen wurde, daß es neben der griechischen Landschildkröte auch eine in Deutschland früher viel häufigere Sumpfschildkröte gibt. Oder aber: Das Germanische